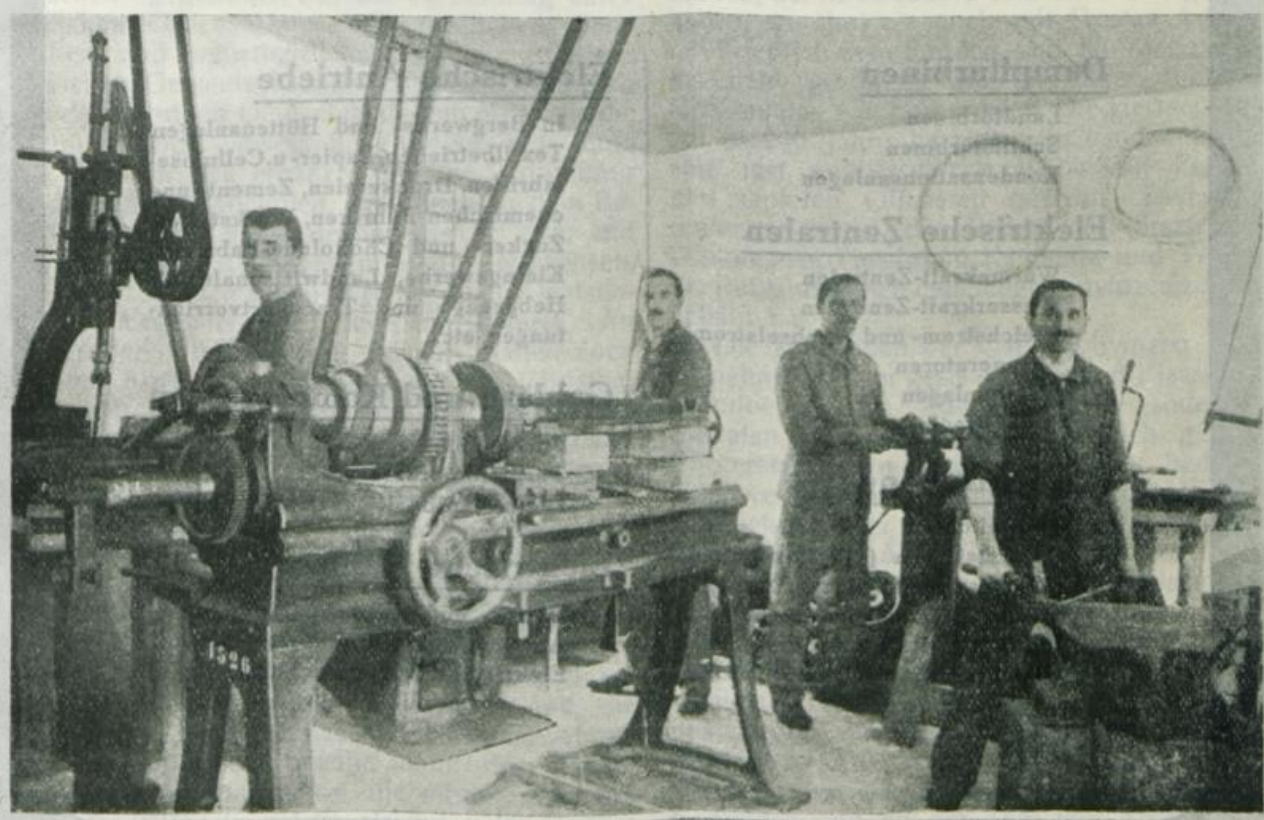




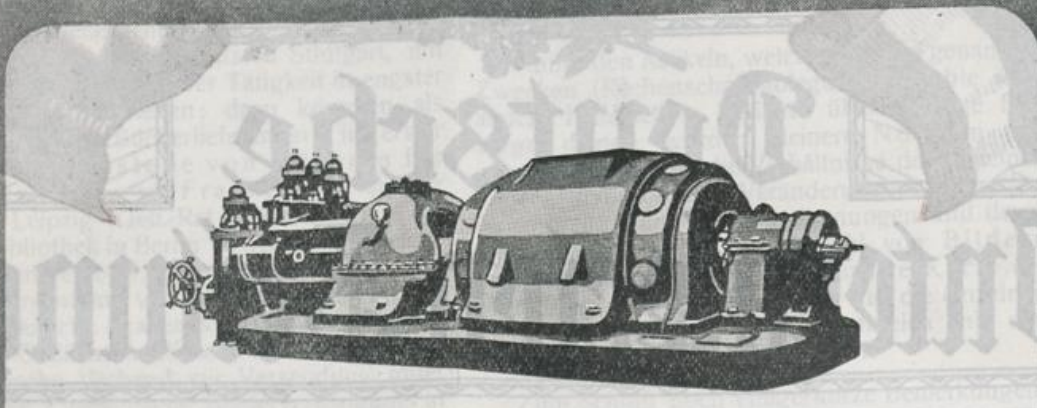
Deutsche Internierten Zeitung.



Internierten-Schlosserei.
 (Photographische Aufnahme vom Int. Brand, Bad Schinznach.)

A.-G. BRÜNIGLI & CO.
BADEN (SCHWEIFEN)

B B C



Dreiphasen-Turboaggregat, Normalleistung 6000 kW, Drehzahl 3000

Dampfturbinen

Landturbinen
Schiffsturbinen
Kondensationsanlagen

Elektrische Zentralen

Wärmeleistung-Zentralen
Wasserkraft-Zentralen
Gleichstrom- und Wechselstrom-
Generatoren
Schaltanlagen
Schnellregler

Kraftverteilung

Fernleitungen
Unterstationen (Transformatoren,
Umformer, Einankerumformer)
Elektrothermische Anlagen
Induktions-Regulatoren
Gleichrichter-Anlagen

Elektrische Antriebe

in Bergwerks- und Hüttenanlagen,
Textilbetrieben, Papier- u. Cellulose-
fabriken, Druckereien, Zement- und
chemischen Fabriken, Werkstätten,
Zucker- und Chokolade-Fabriken,
Kleingewerbe, Landwirtschaft, für
Hebezeuge und Transportvorrich-
tungen etc.

Gebälse und Kompressoren

Turbogebälse
Turbokompressoren
Kleine Kolbenkompressoren

Elektrische Bahnen

Gleich- und Wechselstrombahnen
Akkumulatoren-Plattformwagen
Elektrische Zugbeleuchtung

A-G. BROWN, BOVERI & C^{IE}
BADEN (SCHWEIZ)



Das baltische Deutschtum.

Von Geh. Professor Dr. Theodor Schiemann, Berlin.

Die streitbaren Priester, Ritter und Bürger, die im 13. Jahrhundert die deutsche Heimat ihrer Klöster, Burgen und Städte verließen, um auf dem noch unwirtlichen Boden des Ostseelands zwischen Finnischem Meerbusen, Peipus- und Ostsee ein neues Deutschland ins Leben zu rufen, sind gewiß kühne und unternehmende Männer gewesen. Sie alle haben gewußt, daß man für ein hohes Ziel auch große Opfer zu bringen bereit sein muß, Leib und Leben, Gut und Blut nicht ausgeschlossen. Es war eine merkwürdige Kombination von religiösem Idealismus, hartem Eigenwillen und nationalem Stolz den „Un-deutschen“ gegenüber, das die Verbindung eines ritterlichen Ordensstaates mit geistlichen Herrschaften und selbstherrlichen Städten zu einer politischen Gemeinschaft erstehen ließ, die sich zwar dem übrigen Deutschland, dem Mutterlande, gegenüber nicht abschloß, vielmehr stets aufs neue aus ihm sich ergänzte und die Verbindung mit ihm allezeit hochhielt, aber doch in dem Bewußtsein lebte, etwas Besonderes zu sein, mit eigenem Recht auf eigenem Boden erwachsen, und jedenfalls nicht's Minderes als die in Deutschland zurückgebliebenen Väter und Brüder. An den großen Interessen des Reiches hatten auch sie ihren Anteil, als ein Vormund der Christenheit gegen den „unmilden Reußen“, als stolze und mächtige Glieder des Hansabundes, als Land der Jungfrau Maria, unter deren besonderem Schutz man stand. Riga und Reval, die Bischofsstadt Dorpat und die zahlreichen Städte, die an den Burgen des Deutschen Ordens herangewachsen waren, erzogen ebenso ein Herrengeschlecht wie die Lehnen der geistlichen Herren und des Ordens, und um das Recht des einzelnen wie um das der Körperschaften ist ebenso nachhaltig und erbittert gekämpft worden, wie wenn es galt, die Landesfeinde, Russen, Litauer, Polen, abzuwehren. Das 16. Jahrhundert brachte dann dem Lande den Segen der Reformation, die nirgends rascher und tiefer Wurzeln gefaßt, als auf livländischem Boden. Was damals gepflanzt wurde, treibt noch heute lebendige Blüten und hat die Kraft gezeigt, sowohl die von Polen ausgehende Gegenreformation, wie in späteren Jahrhunderten die Bedrängnis zu überwinden, welche der russische

Gewissenszwang brachte. Livland hat mehr als einen dreißigjährigen Krieg über sich ergehen lassen müssen und seine unverwüsthliche Lebenskraft jedesmal aufs neue beim Wiederaufbau der zerstörten Städte, der niedergebrannten Schlösser und bäuerlichen Heimstätten und in der Wiederaufnahme der alten historischen Überlieferungen zu bewähren vermocht.

Die Livländer, wie man bis in das 18. Jahrhundert die heute Balten geheißenen deutschen Bewohner des Landes nannte, sind allezeit ein wehrhafter Menschengeschlag gewesen. Wie sie unter der Fahne des Ordens und der geistlichen Herren, der Erzbischöfe und Bischöfe, gefochten haben, so sind sie auch mit Gustav Adolf und mit Friedrich dem Großen und mit Maria Thersia ins Feld gezogen, und als durch Peter den Großen das Land unter russische Herrschaft kam, hat es 200 Jahre lang den neuen Landesherrn eine fast unübersehbare Reihe von Feldherren und tapferen Offizieren gestellt. Fast ebenso umfangreich ist die Reihe der Staatsmänner, Diplomaten, Gelehrten, Kaufleute und Techniker, die Rußland seinen deutschen Provinzen zu danken gehabt hat.

Die Deutschen der Ostseeprovinzen gehören vornehmlich zwei gesellschaftlichen Klassen, dem grundbesitzenden Adel und den sogenannten Literaten, d. h. dem wissenschaftlich gebildeten Bürgerstande, an. Der früher sehr bedeutende Handwerkerstand ist durch das mit dem Überhandnehmen der Russifizierung im Zusammenhang stehende Aufhören der Zuwanderung aus Deutschland allmählich bedeutend zusammengeschrumpft. Noch vor einigen 30 Jahren zog der wandernde Handwerksgeselle auch durch die Ostseeprovinzen, und es waren nicht die am wenigsten Tüchtigen, die dort ihren Wanderstab niederlegten und sich ein eigenes baltisches Heim gründeten. Aber das hat, wie gesagt, aufgehört. Dagegen hat die ausfallende Zuwanderung am Charakter und an der Zahl von Adel und Literaten fast gar nichts geändert. Die Not der Zeit führte, namentlich seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, dazu, daß die Stände sich enger aneinander schlossen. Der Adel wandte sich mehr, als früher geschehen war, den gelehrten Bürger-

lichen Berufen zu, Zwischenheiraten wurden häufiger, und die Gegensätze, die noch Pantenius in seinen Romanen als so überaus lebendige geschildert, begannen je länger, je mehr zu verschwinden. Professoren, Pastoren, Rechtsanwälte und Ärzte, die den ältesten baltischen Adelsfamilien angehören, sind heute keine Ausnahme, wenn auch in diesen Berufen nach wie vor die bürgerlichen Literaten überwiegen. Fast ganz aufgehört haben die früher überaus lebhaften Beziehungen des baltischen Adels zum Hof und das Auswandern der Literaten nach „Rußland“. Die allgemeine Abneigung der Russen gegen alle Deutschen traf sie besonders schwer, und das Verbot des Deutschen nicht nur im offiziellen Verkehr, sondern als Schul- und Umgangssprache, war ein Schlag, welcher die baltischen Deutschen allesamt traf.

Etwas Besonderes stellen die baltischen Pastorenfamilien dar, die, namentlich in Kurland, zum Teil seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn in demselben Pfarrgut ihren Sitz behauptet haben und ebensowohl als Landwirte wie als Seelsorger

dazu beigetragen haben, dem Lande seinen besonderen Charakter zu geben. Auch da auf mag hingewiesen werden, wie erstaunlich groß die Zahl der Gelehrten ist, die das Land Deutschland geliefert hat, darunter Namen, die an erster Stelle genannt werden, wenn die Zelebriäten eines Faches aufgezählt werden. Welche Rolle der Universität Dorpat im deutschen Gelehrten- und Universitätsleben zukommt, ist auch heute noch unvergessen, obgleich die Umwandlung dieser Universität in das russische Jurjew den früher so lebendigen Austausch mit den reichsdeutschen Universitäten unmöglich machte. Adolf Wagner, Maurenbrecher, Leo Meyer, Schwabe, Lösckke, Ullmann gehören zu den letzten reichsdeutschen Professoren, die noch in Dorpat dozierten. Der ehrwürdige Senior dieser Schar, Adolf Wagner †, war stets ergriffen, wenn er von seiner glücklichen Zeit an der deutschen Universität Dorpat sprach, und Schwabe hat ihr in seinen Erinnerungen ein Denkmal gesetzt, das ihm und Dorpat zu gleicher Ehre gereicht.

Der Kiwu-See.

(Im Nordwesten von Deutsch-Ostafrika.)

Von Bruno Koppe, intern. Gefr. der Schutztruppe für D.-O.-A.

Wer sich nicht für Afrika interessiert hat, dem wird wohl nicht einmal dieser Name bekannt sein. Und doch handelt es sich hier um einen See, der einen weiteren Ruf und größeres Interesse verdient, der zudem für uns Deutsche ein wichtiges Blatt in unserer neueren und neuesten Kolonialgeschichte darstellt.

Wenn der Kiwu-See auch an Größe den bekannten innerafrikanischen Seenbecken Victoria-Nyansa, Tanganika und Nyassa nachsteht, so bleibt er immer noch in der Reihe der größten Binnenlandseen der Erde, von denen er mit seiner Meereshöhe von 1455 m sogar einer der höchstgelegenen ist.

Den Bodensee und alle alpinen Seen übertrifft er um ein sehr erhebliches, wie der folgende Vergleich veranschaulicht:

	Kiwu-See	Boden-See	Genfer See	Lago Maggiore
Oberfläche:	2400 qkm	539 qkm	582 qkm	212 qkm
Länge:	101 km	64 km	72 km	60 km
Größte Breite:	50 „	12 „	14 „	5 „

Um so verwunderlicher ist es, daß ein so ausgedehntes Wasserbecken noch bis vor reichlich zwei Jahrzehnten den Blicken der alles durchdringenden weißen Rasse völlig verborgen blieb und daß Forscher und Geographen in einer Zeit, wo sie mit den umfassenden Entdeckungen in Zentralafrika seit Columbus Tagen ihr Höchstes leisteten, von dem Vorhandensein eines weiteren bedeutenden Vertreters in der Seenkette des zentralafrikanischen Grabens noch keine oder nur sagenhafte Kunde hatten.

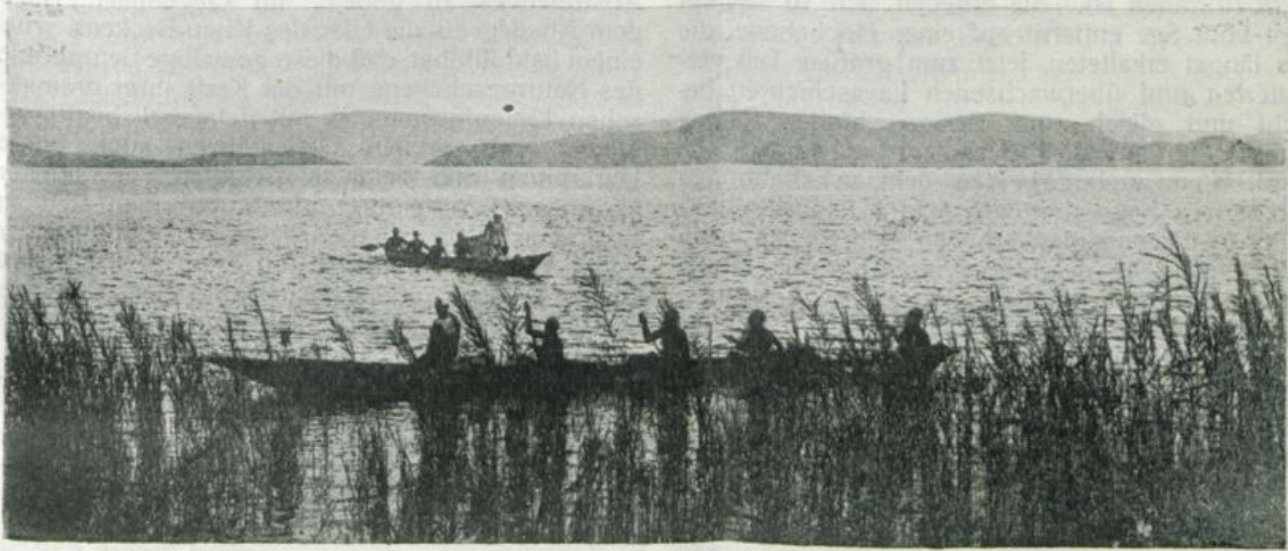
Erst im Jahre 1894 war es einem deutschen Afrikareisenden vorbehalten, in dieses Dunkel Licht zu bringen.

Damals entdeckte Graf v. Goetzen, der spätere verdiente Gouverneur von Deutsch-Ost-Afrika, zwischen Tanganika- und Eduard (Albert-Eduard)-See, auf 2° südl. Breite, also unweit des Äquators, und 29° östl. Länge einen von hohen Gebirgen umrahmten See, dem er analog der Eingeborenenbezeichnung den Namen „Kiwu-See“ gab, welcher auch von der wissenschaftlichen Welt beibehalten wurde. In den nächstfolgenden Jahren drangen nur ganz vereinzelt und zu kurzem Aufenthalt wieder Europäer an seine Ufer, die in ihren südlichen Teilen überhaupt noch unbesucht bald der Vergessenheit anheimzufallen drohten. Da machte um die Wende des Jahrhunderts Dr. Richard Kandt das Kiwu-Gebiet mit Einschluß seines östlichen Hinterlandes Ruanda zum Gegenstand jahrelanger, eingehender Forschungen, deren Ergebnisse er in seinem geistvollen, bald weitere Kreise fesselnden Werke „Caput Nili“ niederlegte. Von nun an bildete der See einen starken Anziehungspunkt für Forschungsreisende. Erst in neuerer Zeit hat ihn unser fürstlicher Afrikaforscher, Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, mit einem auserlesenen Stabe von Spezialforschern aufgesucht und wertvollen weiteren Aufschluß über diesen entlegenen, vor wenig mehr als zwei Dezennien nur sagenhaft bekannten Winkel von Innerafrika gebracht.

Die Früchte deutscher Erstlingsarbeit und deutschen Kulturpioniertums sind denn auch

nicht ausgeblieben: In den deutsch-kongolischen Grenzverträgen von 1902 und endgültig 1910 wurden die Grenzen Deutsch-Ost-Afrikas bis zum Kiwu-See erweitert. Damit trat das ganze Ostufer bis zum Russissi-Ausfluß und die Hälfte des Nordufers mit dem reichen Hinterland Ruanda, dem bei einer durchschnittlichen Meereshöhe von 1600 m höchstgelegenen, gesündesten und vielversprechendsten Bergland von Tropisch-Afrika überhaupt, unter deutsche Oberhoheit und wurde 1908 unter Verwaltung der neu geschaffenen Residentur Ruanda gestellt. Die große inmitten des Sees gelegene Insel Kwidschi freilich, die früher Ruanda zugehörig gewesen war und auch ihrer großen Bevölkerungsdichte nach an dieses

des Beschauers ein, daß er die Naturmächte noch jetzt im Walien vermeint und den im Norden und Nordosten sich emporreckenden acht Virunga-Vulkanriesen, obwohl die meisten von ihnen längst erloschen, noch heute weiteren Anteil an gewaltsamer Umgestaltung des Sees zutraut, den sie an seiner Entstehung dereinst sicherlich gehabt haben. Während das Westufer bei dunstiger Witterung weltenfern entrückt in der kurzen tropischen Abenddämmerung aller Schleier entkleidet wird und sich als schwarze riesige Bergwand ausnimmt, die bis 1500 m steil zum See hinunter abfällt, baut sich das deutsche Ostufer mehr terrassenförmig auf. Es steigt nicht unvermittelt, sondern stufenweise zu einem Randgebirge



Bootsfahrt auf dem Kiwu.

von $1\frac{1}{2}$ Millionen Schwarzen auf 26000 qkm (ca. 57 pro 1 qkm) bewohnte, für afrikanische Verhältnisse außerordentlich dicht besiedelte Land erinnert, mußte 1910 dem Belgischen Kongo zuerkannt werden, welcher unser Grenznachbar am Kiwu-See wurde.

Wer nach langen anstrengenden Bergwanderungen durch Ruanda's Hochland den Kiwu-See von den Randbergen seiner großen östlichen Erweiterung, der Buzondebucht aus — von Dr. Kandt „Mecklenburg-Bucht“ getauft zu Ehren des Präsidenten der Kolonialgesellschaft, Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg — zum ersten Mal zu Gesicht bekommt, ist überrascht und überwältigt von dem Anblick, der sich ihm bietet. Es wird ihm sofort klar, daß dieses riesige zu seinen Füßen eingekesselte Wasserbecken einer gewaltsamen Veränderung der Erdrinde seine Entstehung verdanken muß. So unruhig wirkt die vielgestaltige Struktur seines östlichen Ufers mit den vorgelagerten Inseln und Inselchen, die überragt werden von dem 2300 m über dem Meere hohen Gebirge der Insel Kwidschi, auf das Auge

an, das dem der kongolischen Seite nur wenig an Höhe nachsteht und in seinen herrlichen hochstämmigen Regenwäldern bei 2700—2800 m über dem Meeresspiegel sogar den Reisenden mit hochgebirgsartigen Morgentemperaturen von unter 0° überrascht. Dieser Randgebirgskamm entsendet zum Uferrande unter sich parallel hinstrebend Bergzunge neben Bergzunge zum See hinab. Sie sind durch tiefeingeschnittene Bachtäler von einander getrennt und werden, je näher sie dem See kommen, um so niedriger, bis sie schließlich ganz im See versinken und infolge ihrer verschiedenen Länge die zahllosen bald schmalen und kilometerweit ins Land einschneidenden, bald kurzen und weiten Ausbuchtungen des Kiwu schaffen. Oft scheint es, als ob den so entstandenen Vorgebirgen von Titanenhand die äußersten ins Wasser vorspringenden Spitzen abgeschlagen und in den See geworfen seien, wo sie als kleine und kleinste Inseln kaum mehr herausragen.

Diese beiden hohen Gebirgsufer, das mannigfaltig zergliederte Ost- neben dem gleichförmigen wilderen Westufer vereinigen sich im Süden in

lang auslaufender Spitze, aus der der Kiwu seinen einzigen Abfluß, den reißenden Russissi, zum Tanganika entsendet.

In eigenartigem Kontrast hierzu stehen die schemenhaften Figuren der vier vom See aus sichtbaren Vulkankegel aus der Virungagruppe: Karissimbi 4506 m, Mikeno 4380 m, Niragongo 3454 m und Namlagira 3052 m, welche gleich riesigen Kulissen phantastisch wie ihre Namen den Blick nach Norden abschließen. Gerade dadurch, daß sie ohne jede Verbindung mit einander als einzelstehende Blöcke aus ebenem Gelände hinter dem nur flachen Nordrande des Sees herauswachsen, wirken sie noch höher als sie sind und gemahnen mit ihrer vorweltlichen Gestalt daran, daß ihrer augenblicklichen Ruhe nicht zu trauen ist. Sie erheben sich 10–20 km weit vom See entfernt auf einer Hochebene, die aus längst erkalteten, jetzt zum großen Teil verwitterten und überwachsenen Lavaschichten besteht und gleich einer riesigen breiten Rampe vom Fuße der Vulkane sanft zum See hin sich neigt. Wenn auch die beiden höchsten Erhebungen der ganzen insgesamt aus acht Vulkanriesen — außer den genannten erheben sich weiter nordöstlich vom See der Muhawura 4165 m, Sabinjo 3704 m, Wissoke 3660 m, Mgahinga 3525 m — und zahllosen parasitären Kraterhügeln bestehenden Virungagruppe, der spitzkegelige, wohlgeformte Karissimbi, sowie sein zackiger, unerklimmbarer westlicher Nachbar Mikeno wohl schon in vergangenen Tagen erloschen sind und jetzt ihre kahlen Häupter häufig mit blendend weißem Neuschnee schmücken, ein in der Nähe des Äquators wahrhaft ungewohntes Bild, so muß man ihre beiden kleineren westlichen Nebenbuhler Niragongo und Namlagira angesichts ihrer häufigen Ausströmungen von Wasser- oder Schwefeldämpfen durchaus zu den noch tätigen Vulkanen rechnen. Der letztere bot sogar den wenigen weißen Augenzeugen erst in jüngster Zeit grandiose Schauspiele katastrophaler Tätigkeit: Ende 1907 hatte der Namlagira einen gewaltigen Ausbruch glutflüssiger Lava, wobei die Eruptionssäule eine Höhe von nicht weniger als 9 km Höhe

über dem Kraterande erreichte! Fünf Jahre später bildete er dann plötzlich mitten in einem Dorfe, hart am Nordrande des Sees, westlich der deutschen Grenze einen Nebenherd und schüttete in 30-tägiger unterirdischer Arbeit unter donnerartigem bis zum Victoria-Nyansa vernommenem Getöse und weithin die Nacht erhellendem Lichtschein dort einen Kraterhügel auf, welcher noch heute unausgesetzt Dämpfe ausstößt und alles Leben in seiner näheren Umgebung vernichtet. Es schienen sich alle Naturgewalten um den Kiwu-See gelöst zu haben, um hier auf eng begrenztem Raume der Menschheit ein Bild von der Entwicklug unseres Planeten vorzuführen. Und doch haben sie alle es nicht vermocht, den Landschaften des Kiwu-Sees etwas Kaltes und Abstoßendes zu geben. Im Gegenteil! Nach dem Abstieg an die Ufer des Kiwu-Beckens wird einem bald fühlbar, daß diese gewaltige Symphonie des Naturgeschehens mit der Kraft ihrer dramatischen Linienführung, ja mit gelegentlichem Aufblitzen von grellen Dissonanzen auch holde Harmonien und liebliche Melodien von solcher Wärme zur Entfaltung bringt, daß man sich an Siegfrieds Stelle versetzt glaubt, dem unmittelbar neben Fafners Neidhöhle mit ihrem ganzen zum Erschauern bringenden Hexensabbat unterirdischer Vexierkünste der reine Naturzauber des Waldwebens aufging.

Darin liegt gerade die hervorstechendste Eigenart des Kiwu-Sees, daß er trotz der imposanten, grotesken und zergliederten Formation seiner Gebirgsufer, trotz der Weite seiner tief eingesenkten Wasseroberfläche, trotz der dräuenden Riesenvulkane, die bei Betrachtung aus der Ferne unvergeßliche Eindrücke von Erhabenheit hervorrufen, an seinen Gestaden selbst, in den verschwiegenen Buchten und auf den einsamen Inseln eine solche Fülle von Lieblichkeit und intimer Reiz entfaltet, daß man es nach längerem Aufenthalt an seinen Ufern beinahe nicht für möglich hält, an ein und demselben See zu weilen, der sich von den umliegenden Bergen aus so weitentrückt, fast urweltlich, finster und majestätisch zeigte. (Schluß folgt.)

Erinnerungen an Finnland.

Dr. Abshagen, Int.

Infolge der Revolution vom März 1917 in Rußland hat sich unter allen Völkern, die das Großrussentum sich unterworfen hat, eine starke Strömung nach Selbständigkeit gezeigt, nirgend stärker aber als in Finnland; denn hier ist das Andenken an andre Zeiten noch am lebendigsten, hier ist der kulturelle Gegensatz zu dem eigentlichen Rußland am schroffsten. Gegenwärtig lenken ferner die Ereignisse bei Riga oft die Gedanken nach dem nordöstlichen Gebiet der Ostsee. Da mögen ein paar Worte über Land und Leute von

Finnland, geschöpft aus Erinnerungen an eine Fahrt dorthin kurz vor dem Kriege, nicht unzeitgemäß sein.

Gewöhnlich erreicht der Reisende Finnland von Mitteleuropa her auf dem Wege über Stockholm. Stundenlang begleiten den Dampfer zunächst noch die schwedischen Schären. Nur kurze Zeit öffnet die Ostsee sich in größerer Meeresfläche. Dann beginnt die Inselwelt der finnischen Schären. Unfern tauchen die vielgenannten Alandsinseln auf. Alte Verträge mit Schweden verpflichten Rußland, sie unbefestigt

Bedürfnissen nach Vereinheitlichung seines gesamten Machtgebiets zuzuschreiben hatte. Nach diesen geschichtlichen Vorgängen entspringt der heute klar zutage tretende Wunsch des finnischen Volkes, die von ihm nicht gewollte und stets bekämpfte Entwicklung in der Richtung eines russisch-finnischen Einheitsstaates nicht nur aufzuhalten, sondern, soweit

sie verwirklicht ist, wieder rückgängig zu machen, nicht irgend welchen Bestrebungen, in der Weltpolitik eine Rolle zu spielen oder im Weltkriege eine bestimmte Partei zu ergreifen, sondern allein der aus der Geschichte gewonnenen Überzeugung, daß es sich um die Erfüllung eines einfachen und klaren Gebotes der Selbsterhaltung handelt.



Nachrichten aus den Gefangenenlagern, herausgegeben von der D.K.G.F. und Bücherzentrale Bern. Nr. XLI.

Leipziger Sammelstelle.

Die „Sammelstelle von Büchern für die Gefangenenlager in Frankreich“ an der Universität Leipzig (Vorstand Geheimrat Köster) sandte uns in der vergangenen Woche wieder 112 Bücherpakete (Unterrichtsbücher), deren Weiter-sendung an die Bestimmungsorte in diesen Tagen erfolgt.

Musikinstrumente und Noten.

Vom Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz, Berlin, trafen als Liebesgabe für die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich am 24. Oktober bei der Bücherzentrale wiederum ein: 200 Violinen und 20 Handharmonikas. Eine weitere Sendung von 100 Gitarren, 250 Mandolinen und 30 Konzertzithern ist für die nächste Zeit angemeldet.

Wertvolle Ergänzungen zu diesen Sendungen bilden die uns von der Kgl. Hausbibliothek in Berlin regelmäßig zugehenden Notenhefte, von denen kürzlich wieder eine große Auswahl eintraf. Den obengenannten Stellen sei an dieser Stelle nochmals unser Dank ausgesprochen.

Sonstige neue Stiftungen.

Nicht minder dankbar sind wir den folgenden Gesellschaften und Personen, die uns neuerdings Bücher oder Geld zu deren Beschaffung sandten:

- Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung Hamburg-Großborstel, 50 „Hamburger Bibliotheken“.
- Frauenbund zur Ehrung Rheinländischer Dichter, 116 Bde. Belletristik.
- Ausschuß z. Vers. v. Liebesgaben, Berlin, 5 Bändch. „Aus Natur und Geisteswelt“, 100 Welti-Mappen.
- Kosmos-Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart, 170 Paketchen mit Schriften aus dem Kosmos-Verlag für die in der Schweiz internierten Lehrer. (Die Paketchen sind inzwischen den Lehrern zugestellt worden.)
- Landesversicherungsanstalt Karlsruhe, Türmer-Hefte und andere Zeitschriften.
- Herr Eugen Abeli, Schwäb.-Gmünd, 10 Bde. verschiedenen Inhalts.
- Herr E. Böhmler, Reg.-Baumeister, Mannheim, 3 Jahrgänge „Rheinlande“, 1 Taschenbuch für Ingenieure.
- Frau Lili du Bois-Reymond, Kiel, 1 Werk aus eigener Feder, 10 weitere Bde. Belletristik.
- Frau Luise Buch, Mainz, Noten.
- Herr Prof. Connick, Bunzlau, 30 Bde. lateinische und griechische Schriftsteller.
- Herr G. Durkes, Genf, Bücher u. Zeitschriften.

- Frau Oberst Epner, Heidelberg, 50 Bde. Belletristik.
- Franck'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, Naturwissenschaftliche und technische Zeitschriften.
- Herr Justizrat Dr. Fuld, Frankfurt a. M., 100 Expl. Weber: 3 Jahre Weltkrieg.
- Frau Luise German, Kirchheimbolanden (Rheinpfalz), 24 Kosmoshefte, 3 Bde. Belletristik.
- Herr L. Goldberg, La Tour de Peilz, Zeitschriften und Bücher.
- Herr Ph. Hanhart, Frankfurt a. M., 12 Bde. Belletristik.
- Herr Prof. Dr. Häring, Tübingen, 5 Bde. Gotthelfs Werke.
- Herr E. Härle, Koblenz, 40 Expl. Schussen: „Gildegarn“.
- Herr Hermann Hesse, Bern, 11 Bde. Belletristik.
- Exz. Generalit. Freiherr von Heyl, Darmstadt, 60 „Volksbücher“.
- Herr M. Janecke, Leysin, 100 Bücher und Broschüren.
- Herr Dr. M. Keim, Breslau (im Felde), 22 Bde. Belletristik.
- Herr Bürgermeister Klau, Löwenberg i. Schl., 20 Bde. Belletristik, 74 Kosmoshefte, verschiedene Zeitschriften und Spiele.
- Verlag K. R. Langewiesche, Leipzig, 40 „Blaue Bücher“.
- Herr Malisius, Halle, 53 Bde. Belletristik.
- Herr Hermann Meusser, Berlin, 8 technische Werke.
- Frau Lt. Nothnagel, Basel, 60 Bde. Belletristik, 150 Expl. „Die Woche“.
- Herr K. Ringwald, Emmendingen, 100 Expl. „Wie ich mich mit Gott und der Not abfinde“.

Neue Geldspenden:

Herr Hans Magnus, Wandsbeck	Fr. 125.78
Herr Karl Kirchner, Bern (zur Verwendung für Kriegerfrauen u. Internierte)	„ 100.—
Herr P. Ulrich, Bern	„ 6.—
Herr Fr. Schwente, Düsseldorf	„ 6.53
Firma Tropp & Münch, Friedberg in Hessen	M. 50.—
Herr I. M. Rothschildt, Stuttgart	„ 20.—
Firma Hauff & Co., Wandsbeck	„ 50.—
Herr Wilhelm Bleyle, Stuttgart	„ 100.—
Firma Otto & Söhne, Unterboihingen	„ 50.—
Herr Heinrich Otto, Reichenbach	„ 20.—
Seidenpapierfabrik Eislingen, Herr Moritz Fleischer, Eislingen	„ 50.—
Herr I. G. Mehne, Schweningen	„ 50.—
Erste Deutsche Kunstdruckpapierfabrik Carl Scheufelen, Oberlenningen	„ 100.—
Württembergischer Goethe-Bund, Stuttgart	„ 300.—
Fräulein Ellstädter, Berlin	„ 1000.—

Mit dem herzlichsten Dank bestätigen wir alle oben angeführten Sendungen im Namen unserer Kriegsgefangenen.

uns mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß — besonders unter den Wirkungen des großen Krieges — vielleicht, ja, wahrscheinlich auch in Deutschland die Frau in Zukunft weit mehr noch als bisher im Erwerbsleben und in der Öffentlichkeit handelnd auftreten wird. Da ist es interessant zu wissen, daß andere Länder darunter Finnland, schon länger auf diesem Wege sich befinden, den man rühmen oder bedauern mag, der aber wohl für die meisten Völker, und heute mehr als je, unvermeidlich ist.

Weitere Tatsachen, die dem ausländischen Beobachter in Finnland sogleich auffallen, sind die rege Tätigkeit und der sichtliche Erfolg bei der in nordischen Ländern so besonders notwendigen Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke, ferner der gute Stand des Schulwesens und die daraus sich ergebende Höhe der Durchschnittsbildung. Diese Verhältnisse verweisen auf den alten geschichtlichen und kulturellen Zusammenhang Finnlands mit den skandinavischen Germanenvölkern, besonders Schweden. Dabei darf nicht außer Betracht bleiben, daß gerade die Schulverhältnisse nicht leicht zu regeln sind. Einerseits ist die Zweisprachigkeit des Landes ein gewisses Hindernis: an der Süd- und Westküste ist die Muttersprache erheblicher Bevölkerungskreise das Schwedische, während im übrigen das Finnische — verwandt mit dem Estnischen und Ungarischen, grundverschieden von den übrigen europäischen Sprachen — herrscht. Andererseits macht sich das mehr oder minder offene Eingreifen Rußlands fühlbar, schon lange darauf gerichtet, dem Russischen Eingang in den Unterricht und in den Verwaltungsdienst zu verschaffen, ferner aber auch in jeder Beziehung die Entwicklung des Schulwesens „dem russischen Standpunkt anzugleichen“.

In den Küstengebieten blühen trotz der Störungen, die alljährlich der lange Winter bringt, Fischerei, Schiffahrt und Handel. Viele Beziehungen bestanden mit den baltischen Ostseeprovinzen, mit Schweden und mit deutschen Häfen, in erster Linie Stettin und Lübeck. Hauptausfuhrgegenstände waren u. a. von jeher als Ertrag der weiten Wälder Holz und allerlei Erzeugnisse daraus, besonders auch Papier und Zellulose. Mit besonderem Vergnügen entsinne ich mich des Besuchs einer großen Fabrik weit oben im Innern des Landes, wo ich auf einer einstündigen Durchwanderung der Räume das Werden des Papiers vom unbehauenen Fichtestamm bis zum versandfertigen Ballen kennen lernen konnte. Der mich führende Fabrikleiter sprach fließend Deutsch, hatte er doch, wie sehr viele seiner Landsleute, seine technische Ausbildung in Deutschland genossen. Die gewaltigen Maschinen, deren Geschicklichkeit ich anstaunte, trugen die Namensschilder bekannter deutscher Fabriken — nie habe ich das Gefühl freudigen Stolzes unterdrücken können, wenn mir, oft genug, im Ausland derartiges begegnete, ist es

doch die gleiche Empfindung, als wenn irgendwo draußen die schwarz-weiß-rote Flagge den Deutschen grüßt.

Nicht nur als Ausfuhrgegenstand — roh oder verarbeitet — hat Holz eine große Bedeutung in Finnland, auch als Brennstoff, selbst dort, wo wir es kaum vermuten möchten. So wird auf den Dampfern, die wegen der zahllosen Seen und Wasserläufe das weitaus wichtigste Verkehrsmittel des Landes sind, und auch auf den Eisenbahnen fast ausschließlich Holz zum Feuern verwendet. Wird infolgedessen nicht die bei uns übliche Geschwindigkeit erzielt, so hat man dafür die große Annehmlichkeit, von Kohlenruß, der Hauptplage unserer Bahnfahrten, völlig verschont zu bleiben. Herbeigeschafft wird das Holz hauptsächlich im Wege der Flößerei. Tausende und abertausende Einzelstämme tanzen vom Frühjahr bis zum Herbst die strudelreichen Ströme hinunter, während auf den weiten Seen riesenhafte Flöße in langen Reihen durch kleine Dampfer vorwärts geschleppt werden.

Bei dem kargen Boden des Landes und dem rauhen Klima gewährt der Ackerbau nur geringe Erträge; die Zeitungsnachrichten, die jetzt häufiger von Notständen in Finnland berichten, haben daher angesichts der ungeheuer erschwerten Beförderungsverhältnisse einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Trotzdem werden solche Schwierigkeiten den Führern des finnischen Volkes in den Hintergrund treten vor der großen politischen Bedeutung der Gegenwart für das Land. Ursprünglich war die Vereinigung Finnlands mit Rußland im Beginn des 19. Jahrhunderts im wesentlichen eine Personalunion, was auch dem ganz verschiedenen, durch den Abstand von Jahrhunderten getrennten Entwicklungsgang und Kulturzustand beider Staaten entsprach. Mehr und mehr — namentlich seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — hat Rußland vermöge seiner gewaltigen Übermacht versucht, Finnland dem eignen Staatskörper einzugliedern und es aufzusaugen, wirtschaftlich, doch auch rechtlich und politisch. Den Schlußstein in diesem Verfahren sollten zwei Maßnahmen aus den letzten Jahrzehnten bilden: die Aufhebung des eignen finnischen Heeres (Finnland hatte seitdem eine jährliche Geldabfindung für den Schutz seitens der im Lande untergebrachten russischen Besatzungen zu zahlen) und die Bestimmung, daß jeder russische Staatsangehörige in Finnland nicht mehr als Ausländer zu betrachten sei, sondern die Rechte des finnischen Staatsbürgers habe. Dadurch wurde Finnland einerseits jeder militärischen Macht beraubt, andererseits einem ungewöhnlich hohen Zustrom durch einwandernde Russen ausgesetzt, ein Schicksal, das es nicht irgend einer politischen oder geschichtlichen Schuld, sondern lediglich der eignen geringen Volkszahl und dem daraus fließenden Mangel an Macht auf seiner Seite, dagegen auf seiten Rußlands dessen

Fort de Sennecey bei Dijon. Detachements: Die Arbeitsdetachements vom Lager Sennecey liegen ausschließlich im Departement Saône et Loire. Sie heißen: Montceaux-les-Mines, Epinac-les-Mines (beides Grubenbergwerke), Le Creusot (Waffenfabrik, es arbeiten dort deutsche und österreichisch-ungarische Kriegsgefangene), Petit Creusot in Châlons s. Saône, Châlons s. S. Zuckerfabrik und Châlons s. S. Glasfabrik, Sennecey Bahnhof (Kohlenarbeit), Parrigny-P. L. M., Dijon (Kohlenarbeit), Tournus, Maçon, Chagny (letztere drei Detachements für Eisenbahnarbeit) und ferner etwa 20 landwirtschaftliche Kommandos.

Usine Jouguet (Zivillager). Arbeitskommando von diesem Lager ist Blanzay (Departement Saône et Loire),

wo etwa 25 Zivilinternierte in den Weinbergen arbeiten. Weitere 30 Mann arbeiten in der Nähe von Usine Jouguet. Die übrigen Internierten des Lagers können in Feldarbeiten in der Nähe des Lagers selbst sich beschäftigen.

Fort Penthièvre bei Quibéron. Sogenanntes „Erholungslager“ oder „Krankenlager“, in dem die Leute offiziell nicht zur Arbeit herangezogen werden. Ihm unterstehen 21 Arbeitsdetachements, von denen uns lediglich 12 namentlich bekannt sind: Lorient, Sanzon, Béhan, Landéac, Port Maria, Le Palais (letztere beide wahrscheinlich auf Belle-Ile, wo sich bekanntlich bis zum Frühjahr 1916 ein Gefangenendepot und bis Anfang 1917 ein Offizierslager befand), Malansac, Les Forges, Lochrist, Pont Seorff, Ménéac, Molac, Vannes. Gr.



Spruch.

All diese Tage kommen und kehren nicht wieder,
Schütten dir Blüten ins Haar und Licht in die schöpfenden Hände.
Kränzen im reichen Mittag die bleiche Stirn dir mit Dornen.
Fragen am Abend aus brechenden Augen wie tiefgrüne,
Sterbende Seen aus ewigen Wäldern, und schweigen
Aber der letzte spricht: Zeige, was du getan!

v. B., Int.

Zürich.

Am Sonnabend den 10. November, 7 $\frac{1}{2}$ Uhr, veranstalteten die beim Kaiserl. Deutschen Generalkonsulat beschäftigten Internierten im Saale des Casinos Hottingen einen Unterhaltungsabend zugunsten deutscher Wehrmannsfrauen.

Schon vor Beginn der Veranstaltung füllte eine schaulustige Menge den geräumigen Saal bis auf den letzten Platz. Unter den Gästen befanden sich: Herr Generalkonsul Ritter Maurig von Sarnfeld vom K. K. Österreich-Ungarischen Konsulat nebst Gemahlin, Herr Konsul Hossensfelder, Herr



Beim Tauziehen (Morschach).

Major Leist und die Vertreter der hiesigen deutschen Vereine.

In liebenswürdiger Weise hatten sich die Künstlerinnen, Frau Schlatermund und Fräulein Ruth Schneider in den Dienst der guten Sache gestellt. Frau Schlatermund erntete mit ihrem Klaviervortrag reichen Beifall. Fräulein Ruth Schneider gefiel allgemein mit ihren entzückenden Darbietungen.

Großer Applaus wurde einer anmutigen Bühnenscheinung, Fräulein Arnold, zuteil. Mit Grazie und Humor wußte sie den gefälligen Einakter „Kurmärker und Picarde“, gut von ihrem Partner, Herrn Lentge, unterstützt, zur Geltung zu bringen.

Den Abend eröffnete Herr Caus Edwin Wyneken mit seinem selbst verfaßten Prolog, in welchem er mit begeisterten Worten diesmal nicht nur der gastfreien Schweiz, sondern auch deren reichen Naturschönheiten gedachte. - Seine selbst verfaßten Rezitationen wie auch die übrigen humorvollen Verse gefielen sehr und erfreuten durch

Witz und scharfe Beobachtung.

Dann kam Schruppke. Wer einmal herzlich lachen wollte, dem war bei diesem lustigen Militärschwank reichlich Gelegenheit geboten. Wenn an dieser Stelle ausdrücklich versichert werden

muß, daß der Darsteller des Offiziersburschen, Herr Fritz Schneider, kein Berufsschauspieler ist, so ist ihm hiermit für seine ausgezeichnete Leistung das beste Zeugnis ausgestellt. Die Darstellerin der Chansonette Meta Metelli, Fräulein M. Schrehm und die Braut, Fräulein Else Glas, sowie Herr Fritz Schneider II als Leutnant von Römheld leisteten mit den anderen Darstellern gleich Gutes.

Der Reinertrag der Veranstaltung übertraf alle Erwartungen. Besonders der Blumenverkauf warf einen ansehnlichen Überschub ab.

Wiederaufnahme der Interniertentransporte.

Die längere Zeit unterbrochen gewesenen Transporte neuer Internierter nach der Schweiz sind in den letzten Tagen beiderseitig wieder aufgenommen worden.

So sind aus Frankreich am 26. November 208 Deutsche und 140 österreichisch-ungarische Zivilinternierte angekommen, die in die Internierungsorte von Graubünden, hauptsächlich nach Davos und Chur, verbracht worden sind.

Aus England kamen am 26. und 27. November in zwei Transporten 146 Offiziere und 672 Mannschaften nach der Schweiz. Ein weiterer Transport von 600 Mann soll

Die beiden Lager Ornan und Annonay (Ardèche) werden als sogenannte „freie Lager“ bezeichnet, die Insassen erhalten blau-weiß-rote Legitimationskarten von der Commission des Alsaciens-Lorrains (Ministerium des Innern) und können sich frei bewegen. Diese Leute schicken ihre Kinder in französische Schulen.

Hochschulbetrieb im Offizierslager Auch (Frankreich). Die dort internierten Offiziere haben Hochschulkurse eingerichtet, an denen 250 Hörer teilnehmen. In 100 Wochenstunden lesen 30 Dozenten. Im übrigen ist die Veranstaltung von wechselnden Ausstellungen u. d. Vorträgen in Aussicht genommen. (Mitteilung eines dort internierten Offiziers vom 19. August 1917.)



Caussade,

Gezeichnet und ausgeführt von dort gefangen gehaltenen deutschen Offizieren.



Belle-Ile-en-Mer,

nach Aussage eines Neuangekommenen in einem englischen Sammellager zur Abreise bereit liegen.

Lagernotizen.

(Nach Mitteilungen neuinternierter Kameraden.)

Zivillager für Elsaß-Lothringer: Es gibt deren fünf in Frankreich. Die Insassen von St. Remy, Luçon und Viviers werden wie die übrigen deutschen Zivilgefangenen behandelt, unter ihnen befinden sich zahlreiche Beamte, Lehrer usw. Die jüngeren Leute („Mobilisables“) sind in Viviers (Ardèche) vereinigt; von ihnen arbeiten ca. 40 in der Ziegelei Bourry, ca. 50 bei den Mineralquellen in Vals-les-Bains. Unterricht ist in diesen Lagern nicht möglich.

Aurillac (amtl. Bezeichnung „Camp des Slesvigis“). Es besteht ein Lager für Leute, die sich als Dänen bekennen und ein anderes für Deutsche. In dem „Dänenlager“ tragen die Gefangenen, die übrigens nur auf leichteren landwirtschaftlichen Arbeitskommandos Verwendung finden, als Abzeichen die dänischen Farben auf der linken Brustseite, dürfen nur dänisch korrespondieren und haben auch in ihrer Bücherei nur Werke in dänischer Sprache. In dem „Deutschenlager“ befinden sich Schleswig-Holsteiner, die aus ihrer deutschen Gesinnung kein Hehl machen. Die Insassen dieses Lagers werden vorzugsweise zum Kohlen-schleppen und in Steinbrüchen verwendet.

Cellule (Zivillager). Es befinden sich in diesem Lager im allgemeinen nur Zivilinternierte, die für die Internierung in der Schweiz vorgesehen waren, aber bei der Schlußuntersuchung in Lyon als nicht internierungsfähig zurückgewiesen wurden.

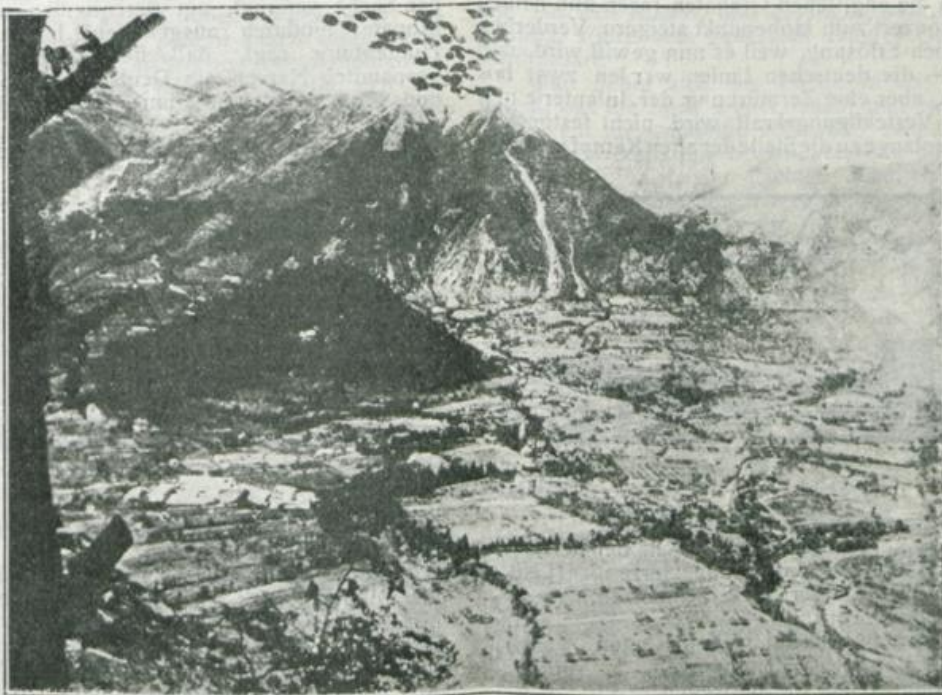


Der Krieg in den Granatlöchern.

Wer von uns Frontmensen hätte nicht auf dem Wege zur Stellung in den langen Kriegsmonaten über die überall zerstreuten Granatlöcher geschimpft, die zumeist da auftraten, wo sie uns hindernd im Wege lagen und zu genauester Bekanntschaft und liebevollster Berührung aufforderten. Jeder von uns hat mindestens einige Male dieser Versuchung nicht mehr widerstehen können und

aufeinander angewiesen sind und deren Selbständigkeitsbewußtsein dadurch hervorgehoben wird. Zwei bis drei Mann werden in ein Granatloch gelegt und bilden dort eine unerschütterliche „Lebensgenossenschaft“ auf Leben und Tod.

Das Leben in den Granatrichtern erfordert natürlich viel Selbstbeherrschung und Entbehrung. Man buddelt sich in dem Granatrichter ein kleines „Kaninchenloch“,



Tolmein.

sich — darin herumgewälzt. Wenn auch noch, wie heuer, die Regenzeit sich sachte einstellt und die Schlamm- und Moorbadezeit ihren Einzug hält — wer hat da keine unangenehmen Erinnerungen!

Und doch hat das Granatloch nicht nur diesen schlammigen, klebrigen, unangenehmen Beigeschmack, sondern birgt auch etwas heldenhaft Großes, Nützliches, ja Unentbehrliches in sich. Die diesjährigen Großkämpfe sagen's, und viele von uns haben's bei Arras und in Flandern am eigenen Leibe erfahren, wenn wir im Trichterfeld lagen und Englands übermenschlicher Machtwillen eben an diesen Granatlöchern sich brach.

Die moderne Verteidigung beruht nicht mehr auf der Anlage von unzähligen kunstvoll ausgebauten Stellungen, Schützengraben, sondern in dem zähen Ausharren in einem den eigenen Truppen bekannten Granatlochsystem, das die früheren Stellungen vollkommen ersetzt. Mit der Aufgabe der Schützengraben ist alles Starre und Steife feststehender Linien verschwunden; unsere Linie ist nicht mehr erstarrt, sondern der Fluß der Formen ist beweglich, elastisch geworden, reizt zum selbständigen Handeln, weil nur wenige Leute in solch einem Granatloch

hängt die Zeltbahn bei Tage davor und wartet in müßiger Untätigkeit, bis der Rummel losgeht. Die Hauptsache dabei ist unbedingte Bewegungslosigkeit, Erstarrung, damit die feindliche Beobachtung keine lebendige erste Linie finden kann und über unser Verhalten und Verbleib im unklaren gehalten ist. Es ist ein richtiges Versteckspielen der Kampftruppe.

Ist von den ausgestellten Posten eine feindliche Unternehmung erkannt, so wird es plötzlich lebendig im Gelände; überall sieht man belebte feuerspeiende Granatlöcher, bewegliche Stahlhelme, ratternde kleine Maschinengewehre und Granatwerfer. Jedes einzelne dieser Granatlöcher hat nun einen unendlichen Verteidigungswert, der sich mit einem verteidigungsfähigen Grabenstück leicht vergleichen läßt. Man hat dank der runden Beschaffenheit eines Granatlochs überall die Faust, kann nach allen Seiten flankieren und ist auch nicht an dieses einzige der Millionen von Granatlöchern gebunden. Die Bewegungsfreiheit ist bei dieser Art der Verteidigung viel größer. Ganz von selbst ist bei einem Angriff alles in Bewegung, wagt hin und her. Automatisch, ohne Befehl, eilen die einzelnen, rückwärts gestaffelten feldgrauen Linien nach

Manche Kriegersfrau, manche Kriegersfamilie, die ihren Gatten und Vater missen muß, kann nun mit einer Weihnachtsgabe bedacht werden.

Den freudigen Gebern und allen, die durch ihre Mitwirkung zum Gelingen beitrugen, sei herzlich gedankt.

W. H.

Ermatingen.

Am 6. d. Mts. nahm der II. Winterkursus an der „Landwirtschaftsschule deutscher Internierter, Schloß Hard“ seinen Anfang. Die Leitung derselben, sowie der Unterricht in Volkswirtschafts-, Betriebs- und Spezial-Pflanzenbau- lehre liegen in der Hand des Herrn Hauptmann Bosse

Landwirtschaftslehrer Unteroffizier Rothgang unterrichtet: Allgemeine Pflanzenbau-, Tierzucht-, Volkswirtschafts-, Fütterungslehre und Buchführung, während Herr Koch, Gärtnereibesitzer und Lehrer an der Kantonalen Thurgauischen Landwirtschaftsschule Schloß Arenenberg, den Unterricht in Obst- und Gemüsebau übernommen hat.

Das Hauptziel der Schule besteht darin, das praktische Können und theoretische Wissen der Schüler zu erweitern und zu befestigen, damit sie einst nach Heimkehr in ihr Vaterland demselben in ihrem teils alten, teils neu erwählten Beruf weiter dienen können.

Den Beginn des KurSES teilte Herr Hauptmann Bosse S. Königl. Hoheit Prinz Alfons von Bayern, dem hohen Protektor der Schule, durch ein Handschreiben mit.

St. Gallen.

Zugunsten einer Weihnachtsbescherung deutscher und Schweizer Wehrmänner an der Front fand am Samstag den 10. November im großen Saale des Schützengartens in St. Gallen ein Unterhaltungsabend statt. Den wohl gelungenen ersten und heiteren Vorträgen, die mit guten musikalischen Darbietungen abwechselten, entsprach der finanzielle Erfolg. Ein schöner Betrag konnte dem guten Zwecke zur Verfügung gestellt werden.

Allen Mitwirkenden, die sich um die edle Sache verdient gemacht haben, vor allem Fräulein Frieda Kaiser, St. Gallen, und dem deutschen Hilfsverein sei an dieser Stelle unser wärmster Dank ausgesprochen.

Genf.

Dem F.-T.-Gast Otto Schedler, S. M. S. Mainz, beschäftigt bei der Deutschen Handelskammer für die Schweiz, Sitz Genf, wurde am 15. November durch den Herrn Kommandanten der Region Genf das E. K. II. Kl. überreicht.

Stansstad.

Am 5. November hielt uns S. E. Pater Pankrätius aus Paderborn (z. Zt. Luzern) eine zu Herzen gehende Ansprache, in welcher er uns die Grüße unsres Kaisers, unsrer Regierung und unsres deutschen Volkes überbrachte. Sein Thema galt unsrem großen Vaterlande, der deutschen Art, der Vaterlandsliebe, der deutschen Schaffensfreude, der deutschen Treue, der deutschen Disziplin. Wir alle danken S. E. dem Pater Pankrätius für diesen unvergeßlichen Abend auch an dieser Stelle nochmals herzlich. Hoffentlich dürfen wir ihn recht bald wieder hier begrüßen.

Am 9. November verließen uns wieder fünf Kameraden, welche das Glück hatten, nach der Heimat zurückkehren zu dürfen. Unter diesen befand sich auch der Chef des Unterrichts für die Orte Stansstad, Hergiswil, Alpnachstad und Stans, Herr Leutnant Brüne.

Am 11. November wurde dem Ers.-Res. Karl Hepp vom R.-I.-R. 109 und am 18. November dem Landwehrmann Franz Pitschke vom R.-I.-R. 27 das E. K. II. Kl. in Anwesenheit aller Kameraden durch Herrn Leutn. Becker überreicht.

Weggis.

Sonntag den 4. November wurde Pionier zur Oven,

Reuter, Helmut, I.-R. 29 und Reservist Eggers, Wilhelm, R.-I.-R. 99 durch Oberst Beyerlein in feierlicher Weise mit dem Mecklenburgischen Verdienstkreuz II. Kl. ausgezeichnet.

Am 9. November durften wiederum 16 Offiziere und Mannschaften von hier in die Heimat zurückkehren.

Auszeichnung.

Seine Majestät der Kaiser hat durch A. K.-O vom 1. 11. 1917 Frau Fransiska Dehn geb. Jentzsch, Ehefrau des Polizeiwachtmeisters Dehn, vom Gouvernement Togo, z. Zt. in Zürich, für ausgezeichnete Dienste während der Kämpfe in Togo, u. a. tatkräftige Unterstützung ihres Mannes bei der Ausbildung der farbigen Truppen und Herbeischaffung der Verpflegung für die kämpfende Truppe das Verdienstkreuz für Kriegshilfe verliehen.

Vergeßt die zurückgebliebenen Kameraden nicht!

Ein Päckchen liegt vor mir, gefüllt mit guten Sachen.
Es fragt sich nur: „Wem soll ich Freude machen?“
Doch halt, ich weiß: Ein Freund soll's haben;
Ein Jahr zurück, da mußst auch ich in Banden mit ihm darben.

Heut leb ich froh, gepflegt und wohlgeborgen,
Doch er sieht dort sich noch umengt von Sorgen;
Frägt sich: wer denkt an mich, was tuen meine Freunde?
Stützt sehnsuchtsvoll den müden Kopf in seine Hände.

Drum, „Pro captivis“ guter Weihnachtsmann!
Schnell sollst du's zu ihm tragen.
Bring ihm den allerschönsten Gruß,
Sag ihm: „Nur nicht verzagen!“ — —

L. T.

Zwar bin ich nicht vom Land, sondern in einer Stadt daheim. Aber laßt auch mich was erzählen!

Die Stadt ist groß und glänzend und es wohnen viel reiche Leute dort, die im Industriebezirk da unten ihre Fabriken, ihre Gruben, ihre Hochöfen haben. Aber darum ist mir die Stadt nicht so lieb, wenn ich auch stolz darauf bin, daß solche Leute gern sich darinnen ansiedeln, und ich genau weiß, wenn wieder ein neuer Zylinder auf der Königsallee auftaucht. Aber, wie gesagt, das ist es eigentlich nicht; lieb sind mir die Ecken etwas abseits von der Königsallee, — drum nicht gar weit weg, — so hinter dem Ratinger Tor die Altstadt und auch, doch nicht ganz so, hinter dem „Alten Bahnhof“ der zufriedene Süden.

Ein bißchen breit machen sich ja die zugezogenen Leute, legen neue Viertel an, lassen unsern wirbeligen Düsseldorf nicht mehr laufen wie er will, reißen schöne alte Häuser nieder und bauen neue Paläste hin, sagen, wir wären eine Großstadt. Sind's ja auch; haben ja Palais de Danse und Moulin Rouge; sind's sicher das ganze Jahr über. Winter und Sommer und Frühling und nur ein ganz klein wenig im Herbst sind wir es nicht mehr.

Im November, wenn vom Niederrhein herauf die Nebel kommen und in den breiten neuen Straßen die Lichtampeln mit ihrem Flor verhüllen, wenn man von einem Trottoir nicht mehr zum andern sehen kann, wenn sich die Menschen verummumt haben und fremd aneinander vorbei laufen, und die neuen Häuser feindselig sich abschließen und hochmütig anschauen, dann muß man unterkriechen in der Altstadt.

Nichts mehr merkt man von der Großstadt. Da sind die Nachbarstüren nahe beieinander, und mit einem Schritt ist man drüben, wo die Frau Reibekuchen bäckt, feinknusperich in Butter, oder Buchweizenküchlein mit Apfelkraut zum Köppchen Kaffee auf den Tisch stellt. Hier ist gemütlich und heimelig an solchen Tagen. Da sitzt man am Abend im „Goldenen Kessel“ oder in „der Wichsdos“ am blanken gescheuerten Tisch hinter einem Glas Obergährigem und einem Happen Leberwurst mit Zwiebel.

An der Wand hängen die Bilder zweier Helden, die hier arg verehrt werden, der alte Fritz und Napoleon. Ja, Napoleon, der erste natürlich, den hat man gern bei uns, den Empreur! Der hat viel für die Stadt getan, den Hofgarten erweitert, die Akademie unterstützt und uns sogar die Universität versprochen, die jetzt in Bonn ist. Und überhaupt war das doch ein feiner Kerl! Lang ist es noch gar nicht her, daß die Alten bei uns noch manches Wörtchen französisch sprachen, besonders wenn sie auf die Bayern schimpften, die bis auf den heutigen Tag noch unsere Gallerie alter Meister in dem Museum mit dem unaussprechlichen Namen unter ihrem „Schutz“ halten.

Darum sind und waren sie doch immer ehrlich deutsch und mochten die „Parlevuhs“ sonst nicht in der Seele leiden, und ein Zeichen ist, wenn einer gar zu viel redet hinter dem gescheuerten Tisch, daß das Bier sauer wird, so heißt man ihn recht mit Verachtung einen „Parlevuh“. Und sowas sagt man auch leicht von einem Dichter, denn von dem einen da, dem Heinrich Heine, der auf der Bolkerstraße wohnte und dann nach Paris ging, hat man doch manches Schlechte gehört, wenn er auch die Stadt recht gelobt und besungen hat — aber wer sollte die auch nicht loben!

Da ist's schon besser mit den Malern. Zwar sind das ja auch windige Gesellen und die Jungens auf den Straßen rufen ihnen nicht umsonst nach:

„Jöngke, dohn et Butteram wek, da kütt ne Möler!“
Auch Miete zahlen sie meistens nicht, aber dann malen sie einem ein Bild, daß kann man sich dann ins Salönche hängen, wenn nicht gerade ein nacktes Frauenmensch darauf ist. Manchmal werden sie auch berühmt, und in die Stuben, womit die zufriedenen sind, zieht doch kein ehrlicher Christmensch rein. — —

O, die jungen Maler! Wie war's schön, wenn man an regnerischen Novembertagen durch die Kommunikationsstraße zog — ja wirklich, Ko—mu—ni—ka—ti—ons—straße, solche schöne Namen haben die Straßen bei uns — und zu ihren „Ateliers“ hinaufstieg, um hinter der dampfenden Teekanne zu sitzen in unendlich tiefe Gespräche über Kunst und Welt verstrickt. Nun waren das beileibe nicht

solche Ateliers, wie man sich die gewöhnlich vorstellt, so mit großen breiten Schiebefenstern gegen Norden hin, mit echten Persern an den Wänden, mit schwellenden Diwanis und prächtigen Palmen, — ach herrjeh nein! Das waren winklige Mansardenstuben, die geduckt, wie Schwalbennester unter die Dachgiebel gekrochen waren. Da waren die Diwanis Eierkisten, die sorglich mit Holzwohle gepolstert waren, über die eine verschwenderisch selbstbemalte Decke prangte, oder auch ein im Austausch beim Altändler erstandenes Stück falschen Brokatstoffes oder ein bunter Fetzen Bauerntuches. Den Kristalllüster ersetzt ein schwebender grüner Tannenzweig mit weißen Lichtern besteckt und bunten Bändern behangen. An der Wand träumt eine alte hölzerne Madonna aus irgend einem Bauernhaus des Niederrheins hinter dem roten ewigen Lichtlein.

Und schaute man aus dem kleinen vorgebauten Fenster- eck durch die welkenden Geranien, so sah man über die regennassen Schindeldächer hinweg weit in das geliebte ebene Land.

Da schiebt sich, so recht bedächtig wie ein alter Apotheker, langsam Schritt für Schritt im lehmgrünen Regenmantel der Rhein zwischen den niedrigen Ufern dahin. Ein paar lange schwarze Schleppkähe schauen ihm aus den Taschen heraus, und borstiges, verküppeltes Weide- gebüsch kränzt sein gemütlich faltiges Gesicht mit einem Schifferbart.

Weit dehnt sich die Ebene in das neblichte Grau hinein, das sie noch weiter macht und fern erhabene Gestalten auf ihr wandelnd zeichnet. Nur angedeutet, aber durch kein Verhältnis bezwungen und so ins Riesenhafte gereckt, baut sich der flächige Schatten des Suitbertus- münsters von der Erde losgelöst gegen den verhangenen Himmel auf.

Trauervoll ist unsere Ebene an Novembertagen, aber voll von jener gefühlstiefen Traurigkeit, die unsere Seelen zu einem süßen Weinen bringt und die Türen der Herzen sehnsüchtig offen stellt, Güte und Wärme zu empfahn. Die Toten, die wir in diese Erde betten, verlassen uns nicht und werden uns nimmer fremd. Aus dem Nebel heraus strecken sie ihre guten weißen Hände und halten der Uhr auf dem Söller das Gewicht an, uns der Stunde zu erinnern, da sie von uns schieden und doch sich nicht trennen konnten, nun wieder mit uns zu sein im Nebelmond von Allerseelen.

O inniges Beisammensein mit den verstorbenen Lieben auf dem Acker, wo ihre Leiber ruhen. Zwar heute sind die Begräbnisstätten weit vor der Stadt und sind groß und zu neu und eingeteilt und unabsehbar, daß die trauernden Menschen sich darauf verlieren und noch einsamer werden und ratlos sind und nicht einander nahe. Aber gedenkt des alten Friedhofes am Rhein, über den die hohen Ulmen rauschten, wo die verwitterten übermoosten Grabsteine im dunklen Grün des Lebensbaums versanken und rankender Epheu Grab mit Grab verband. Da steckten wir am Allerseelestage auf die Ruhestätten weiße Kerzen und bunte Lampen und zündeten sie an, zehn, zwölf, zwanzig gar auf jede und legten unsere Hände mit innigem Druck ineinander und schauten in die ruhig brennenden Flammen und hielten Zwiesprach mit unseren Toten, bis sie erloschen.

Aber laßt uns fröhlich sein in unseren Herzen, denn wir wissen ja nun, sie sind bei uns und wachen über uns, unsere Toten! Laßt die Kinder freudig in die Lichtlein des Gedenkens schauen und die Händchen zusammenschlagen und laßt sie lustig plappern von ihrem nahen Fest.
(Schluß folgt.)

Die werdende Macht.

Roman von Otto von Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Heydebreeg zeigte die Niederschrift des Befehls, der auch an die noch sichtbaren Kreuzer und Torpedoboots- flottilien ging. Sichtbar ankerten hinter dem „Burggraf“ nur die zwölf vom Admiral befehligten Linienschiffe.

vorne, so daß die vorderste Linie nie dünn und brüchig werden kann, weil sie andauernd durch hervorbrechende Unterstüzungen genährt wird, an denen der feindliche Angriff scheitern muß.

Der „Granatlöcherkrieg“ erspart uns manche Verluste, weil der Feind nicht eine oder mehrere Schützengrabenslinien unter schwerster Trommelfeuer nehmen kann, sondern bei diesem Granatlöchersystem gezwungen ist, das ganze Gelände zu bearbeiten. Ist man aus seinem Loch herausgeworfen, so braucht man nicht bis zur zweiten Grabenslinie zu laufen, sondern packt sich ins nächste Granatloch und hält von dort aus den Feind auf. Zuerst hatte man in diesen Löchern ein Gefühl der Unsicherheit, weil man zu sehr mit dem Schützengraben ver wachsen war und nicht an die Unbesiegbarkeit der Granatlöcher glaubte. Diese Zeiten haben sich geändert. Das Granatloch ist für den Frontsoldaten zu seiner größten Lebensnotwendigkeit geworden, deren Vorhandensein den moralischen Mut hebt und stärkt. Die einzelnen Besatzungen können natürlich nur nachts untereinander in Verbindung treten, um welche Zeit auch die allgemeine Fütterung mit Lebensmitteln und Munition erfolgt.

Mögen auch die englischen Granaten rasen und heulen und das Höllenkonzert zum Höhepunkt steigern, Verderben bringend und doch Erlösung, weil es nun gewiß wird, daß „sie“ kommen — die deutschen Linien werden zwar bös zerschossen sein, aber eine Zermürbung der Infanterie und Nachlassen der Verteidigungskraft wird nicht festgestellt werden können, solange an die Stelle der alten Kämpfer immer

neue treten, immer neuer Widerstand sich auftut und im Zwischengelände die überall zerstreuten Maschinengewehre und Nahkampfgeschütze hämmern und bellen, die der Eisenhagel nicht hat zertrümmern können. An sie klammern sich die Schützen an und bilden jene überaus widerstandskräftigen „Nester“ unter beherzten Führern, die trotz Verlust mit stahlhartem Willen ausharren.

Das Leben im Granatloch ist stumpfsinnig, noch etwas mehr als im Schützengraben, weil man zu tagelanger Untätigkeit verdammt ist. Fassungs- und ratlos wird man bei Regenwetter, wenn sich auf dem Boden immer mehr Wasser zum unfreiwilligen Fußbad ansammelt und „gewisse Teile“ des Körpers stark in Mitleidenschaft gezogen werden. Wir haben uns in meinem Zuge dahin geeinigt, bei Regenwetter auf dem Kochgeschirr zu sitzen!

Der Feldgraue, der schwere Stunden im Granatloch miterlebt hat, wird mit einer seltsamen Mischung von Freude und Abscheu an jene Tage zurückdenken. Voll Freude, weil er überhaupt ein Granatloch als schützendes Nest besaß, und voll Abscheu, weil das Leben in den Granatlöchern die größten Entbehrungen vom einzelnen forderte und von ihm eine Selbstbeherrschung im Dienst der Sache verlangt, um derentwillen wir all die harten Monate hindurch ausgehalten haben und von der Hindenburg sagt, daß bei gestrafften Muskeln und gespannten Nerven ein Deutschland hoch in Ehren, frei und groß, entstehen könne, um für alle Zeiten gerüstet zu leben.

Lt. Edm. Waibel in der „Liller Kriegsztg.“



Nächstenliebe.

Still wandre ich hinaus in ferne Einsamkeit —
Dort — wo die Trauer wohnt — ganz dicht bei herbem
Dort — wo vom Daseinskampfe müde Herzen [Leid —
Sich Linderung suchen für der Seele Schmerzen,
Dorthin lenk ich den Schritt — —
Doch nicht, um zu den tausend wehen Klagen
Der eignen Seele stumme Qual zu tragen,
Nein! auf den mühevollen Dornenwegen

Führ neues Hoffen ich dem Leid entgegen,
Nehm ich die Freude mit!
Mit sanfter Hand will ich die Stirne glätten,
Der Müden Haupt auf weiches Lager betten,
Mit starkem Glauben möcht ich Tröster sein — —
Daß — wo einst Dornen ritzten — Rosen blühen!
Dann leuchtet für der Liebe selbstlos' Mühen
Aus tausend Augen lichter Sonnenschein!

E. L.

Novembertage am Niederrhein.

Kames, Int.

Hier im Gebirge liegt schon hoch der Schnee.

Ein neues Scheit Holz wirft man auf das lustig prasselnde Feuer, rückt ein wenig näher beieinander, schmaucht sich das Pfeifchen an und erzählt sich was. Nicht mehr gar viel spricht man vom Krieg; immer und immer wieder sucht man tastend den Faden vergangenen Friedens, der so jäh abriß.

Schon im Unterstand war's so, irgendwo im Graben.

Wenn draußen der Schneesturm heulte und Freund wie Feind froh war, an keinen Angriff zu denken; wenn das Ofchen, mit Rahmenhölzern verschwenderisch gespeist, vor lauter Lust rote Backen bekam und schwarz pustete, weil die böse Ari bei Schnee und Nebel doch keine Sicht hatte, da warf wohl einer manchmal die Karten hin, stützte sich schwer auf die verschränkten Arme und begann in der kantigen, knorrigen Redeweise des Bauern zu erzählen von seinem Heim, seinem Dörfchen, seiner Gegend.

Wir hörten still zu und ließen uns von den Gedanken tragen.

Wie seine Frau es rein hielt im Heim! Blitzblank und sauber im Haus, und wie mollig weich und hochgeschüttelt die Betten waren! Und dann: Wieviel Bier beim Kegelfest getrunken worden, einen Anker jeder für sich allein. Und erst die Kuchen zur Kirmes, schön aufgegungen und bräunlich gebrannt im eigenen Backhaus, und die glänzenden Schinken im Rauchfang und die selbstgestopften, fetten Würste!

Und, — wie die Mädchen durchs Dorf gehen, so mit festem Schritt und doch mit den prallen Hüften schlenkern, daß man gleich weiß, sie denken schon wieder an den Tanz und die Tanzmusik vom bucklichten Schneider. Grad so fassen möcht' man sie, wenn man nicht eben das Pferd einspannen müßte oder den Klee abladen. Das wissen sie wohl, die Weiber, wenn man Arbeit hat, da lachen sie mit den Zähnen und blitzen einen an, daß einem das Blut heiß macht. Wenn man dann aber am Sonntag Zeit hat und mit ihnen geht, so nebeneinander hin, da halten sie die Augen schüchtern gesenkt und scheinen gar kein Feuer innen zu haben; da sagen sie nur so „ja“ und „nein“ und können die Zähne nicht auseinanderbringen, als hätten sie den Mund morgens beim Aufstehen im Bett drin liegen lassen.

Ach ja! Ach ja!

Bald summt es um den Großmast. Vom Schiff unten klang der Trommelwirbel „klar Schiff“ und der Befehl „Anker lichten“. Trompetenrufe schmetterten hinein, denn der schrille Pfiff der Fregattezeit wich aus der lärmenden Enge schwimmender Stahlburgen mit anderen lieben Erinnerungen in das Reich des „Es war einmal“.

Ernst stieg die Treppe hinab, weil die Pflichten des Torpedooftiziers vom Schiff ihn in den Torpedoraum riefen. Vom Deck fegte das verhallende Echo des Wirbels die letzten Leute hinweg. Die Schanze lag schon leer. Heiß brannten die Strahlen der oft gerade im September der Nordsee lachenden Sonne auf die blankgescheuerten weißen Planken. Zwei Vögelchen, eine Haubenlerche und ein Rotkehlchen, hüpfen auf der Suche nach Wasser und Futter in angstvoller Hast über das warme Holz. Schade, daß er keine Zeit für sie hatte. Während der Herbstmanöver sank wohl täglich ein Dutzend der vom Flug zum Süden ermüdeten kleinen Wanderer auf jedes Deck der deutschen Flotte. Auf dem ‚Burggraf‘ wartete ein Ingenieur des Amtes, die Erschöpften einfangen und pflegen zu lassen. Wenn ein Matrose sie überlistet und in der Mütze geborgen hatte, ließ er ihnen zunächst Wasser geben, denn namentlich die Qualen des Durstes ließen Schwächlinge aus der Masse kräftiger Gefährten fallen. Traurig war es, wenn abseits des Schiffes ein Vögelchen mit letzter Kraft über den Wogen flatterte, durstig den Schnabel in das Naß stieß und in entsetzter Enttäuschung über die Bitterkeit des salzigen Trunkes mit erlahmenden Flügeln schlug, bis es ein Wellengrab fand. Die Klügeren oder die Glücklicheren durften als Gefangene ihren Durst stillen. Dann ließ der Ingenieur Schwaben fangen. Auf dem ‚Burggraf‘ krabbelten zu Berkenhagens Verzweiflung genug, und nach zehn Minuten brachte ein Matrose in der hohlen Hand ein halbes Dutzend der Insekten, die der hungrige Wanderer mit pickendem Schnabel verzehrte. So wurden die Häftlinge gefüttert, bis der Ingenieur in der Schleuse von Wilhelmshaven dem Schwarm das Bauer zum Flug in die Sonnenlande öffnete.

„Ernst!“ rief eine Stimme hinter ihm. Der Admiral war ihm auf dem Weg zur Kajüte nachgekommen: „Schicke einen Signalgast von der Stabsdivision. Er soll die Tierchen fangen.“

Lächeln mußte der Kapitänleutnant bei der Ausführung der Weisung. Der Herr des Meeres, der durch Aufrollen der jetzt rasselnden Ankerketten eine Viertelmillion Tonnen Stahl aus der Nordsee hob und auf seinen Kielen eine schwimmende Stadt von fünfzehntausend Menschen weitertrug, dachte in der Stunde seiner Prüfung an das Wohl zweier Vögelchen. Seemannsart! Wer mit dem Meer um sein Leben würfelte, lernte auch das der Kreatur ehren und vor Schaden hüten. Derbe Hände, aber zarte Herzen übten das rauhe Handwerk.

Der ‚Burggraf‘ war in Fahrt, als Barenheim wieder über die Schanze ging, und legte wohl Tempo zu, denn von seiner braunen Rauchfahne fielen Kohlenstückchen prasselnd wie Hagelschlossen auf die blankgescheuerten Planken. Im achteren Turm und in der Kasematte auf Steuerbordseite trat die Bedienungsmannschaft an die Geschütze, als er auf dem Weg zum Torpedoraum in das Halbdunkel des Aufbaues trat. Drinnen hämmerte an seine Ohren wie an die Stahlwände das betäubende Lärmen des Rüstens zum Gefecht. Aufreißen von Metallklappen, Zuschlagen schwerer Eisentüren, der Fall von Stahl auf Stahl krachte. Matrosen im grauen Leinenkleid rannten auf nackten Füßen durcheinander. Pfliffe oder Kommandos schienen Wirrwarr anzurichten und dienten doch der Ordnung oder Vorbereitung. Zum Ellbogen entblößte Männerarme glaubte er beim Stapeln von Geschossen in den Munitionskammern knacken zu hören. Blaurot liefen die Gesichter Hebender, Schleppender, Wuchtender an. — Bald ebte der Lärm. Die Heizer standen schon auf ihren Posten im Maschinen- und Heizraum, denn der leitende Ingenieur legte die Lippen an das Sprachrohr und meldete dem Kommandanten oben im Turm: „Maschine klar.“

Geschafft und gerüstet wurde noch auf dem Gefechtsverbandplatz. „Sie werde ich auch einmal verarzten!“ drohte der einen Matrosen zu Eile spornende Stabsarzt. Und der Mann rührte die Knochen, als wolle er dem furcht-

barsten aller Schrecken entrinnen. Auf der nächsten Treppe schlossen auf den Ruf von Maaten die Leckstopfgruppen mit der vereinten Kraft vieler Fäuste zu dumpfem „Klang“ und „Bang“ die Luken und Schotten. Im Lärmen der toten Materie, im Krachen von Stahl und Eisen fiel das nur durch kurze, abgehackte Kommandos gestörte Schweigen des Menschen auf. In stummer Hast lief er an seinen Platz und erstarrte, während noch hörbar sein von Anstrengung beschleunigter Atem ging. Lauter, schärfer pfiff der den Geruch von Kohle, Kommißbrot, Öl und Menschenschweiß tragende Luftstrom durch die halbdunklen Räume. Dampf und leise stampften die Maschinen. Heller, immer heller surrten über das ebbende Lärmen die Ventilatoren. Es war, als stimme die riesige, schwimmende Mordmaschine ihr frohes Lied von harter Männerarbeit, von Krieg und Kämpfen an, während die Mannschaft in der schweigenden Spannung der Erwartung auf ihren Posten harnte.

Im Torpedoraum fand er seine Leute bei elektrischem Licht an den Rohren und die Geschosse bereit. Ein Oberleutnant leitete den Dienst und meldete gerade durch das Sprachrohr: „Torpedoraum klar.“

Das Gespräch mit ihm unterbrach ein hohles Quietschen aus der Wand. Wieder trat der jüngere Offizier zum Sprachrohr und hob den Schallrichter an das Ohr: „Befehlen, Herr Kapitän?“ sagte er endlich. Berkenhagen hatte ihn angerufen. Ein schöner Witz des Handwerks zwang den Ersten Offizier, der die Mannschaft für den Kampf erzog, während des Gefechtes den Leuten fern und ein Bureauarbeiter oder Telephonbeamter zu sein. Tief unten im Schiffsmagen stand er in der siedeheißen Stickluft der Zentrale vor einem grünen Tischchen. Den Kommandanten hoben Seebrauch und Notwendigkeit auf den einsamen Gipfel im Turm. Das Geräusch von Kleinkram durfte nicht zu ihm hinaufdringen. Der Taktiker und Leiter der Gefechtsinheit sollte dort mit freiem, für die Aufgaben der Schlacht offenem Kopf stehen. Nur von den wichtigeren, den Gefechtswert der Einheit ändernden Geschehnissen im Fahrzeug erfuhr er über Drähte von dem Bureauarbeiter im Schiffsmagen. An ihm lag es, zu entscheiden, ob der Führer mit einer Nachricht zu behelligen sei. Daß eine Granate ein Loch riß, brauchte der Kommandant nicht gleich zu wissen. Das war eine rein häusliche Sorge, von der I. O. durch das Sprachrohr erfuhr, um sie auf die eigenen Schultern zu nehmen und durch Befehle an das Lecksicherungspersonal zu bannen. Ohne seine Untergebenen zu schauen oder von ihnen gesehen zu werden, leitete er über Drähte oder durch Röhren das komplizierte Räderwerk des riesigen Kampfinstrumentes. Wenig oder nichts würden freilich alle Bewohner der Stahlwelt einmal von Sieg oder Sinken reden. Die Führer der Waffen, die Seeoffiziere, standen vom Admiral bis zum jüngsten Turmkommandanten im Halbdunkel stahlumgürteter Räume wie die Lenker der Maschinen, die Ingenieure. Aus der Kasematte hier war nur eine schmale, immer gegen das Schiff sich hebende und wieder von ihm abfallende, glitzernde Wasserfläche zu sehen. Mehr würde vielleicht nicht schauen, wer hier befehligte, wenn auf der anderen Seite des ‚Burggraf‘ ein neues Trafalgar geschlagen wurde.

Wieder kam ein Pfiff von der Wand und der Befehl: „Kapitänleutnant Barenheim zum Stabe kommen!“ Wahrscheinlich traten die Torpedoboostsflottillen in Aktion oder sollten Befehle empfangen.

Blank und blau sah er bald von der Kompaßbrücke die Nordsee unter der Sonne goldigem Gefunkel. Zum Dehnen und Recken der Glieder lockte des Tages einschläfernde Wärme. Jetzt lang und faul auf dem Deck einer Jacht unter geblähten Segeln liegen zu können! Es war ein Wetter, das Liebe zur Nordsee, der treuen Verbündeten und Freundin der Flotte, weckte, obwohl sie ihr nur selten so schöne Tage schenkte. Schon trug das farblos lichte Grau der runden Himmelslocke als nahen Windes Vorboten feine, dünne, langgezogene Wolkenfäden.

Der Admiral trat auf die Brücke. Brühl deutete über Steuerbord nach rechts. Dort verdunkelte sich das Firmament. Unter schwarzer Wolke, die in der Fahrtrichtung zur jüdischen Küste strich, rauschten die blauen Flottillen